

Pfarrerin Monika Renninger

Predigt am 2. Sonntag n. Trinitatis, 9. Juni 2024, Hospitalkirche

Predigttext: Eph. 2,17-22

Eph. 2,17-22

Christus ist gekommen und hat im Evangelium Frieden verkündet euch, die ihr fern wart, und Frieden denen, die nahe waren. Denn durch ihn haben wir alle beide in einem Geist den Zugang zum Vater.

So seid ihr nun nicht mehr Gäste und Fremdlinge, sondern Mitbürger der Heiligen und Gottes Hausgenossen, erbaut auf den Grund der Apostel und Propheten, da Jesus Christus der Eckstein ist, durch welchen der ganze Bau ineinandergefügt wächst zu einem heiligen Tempel in dem Herrn. Durch ihn werdet auch ihr miterbaut zu einer Wohnung Gottes im Geist.

Auf sicherem Grund stehen – der Gedanke trifft auf die Bilder der letzten Wochen: Überschwemmungen, vollgelaufene Keller, aufgerissene Straßen und Bahngleise, Erdbeben, Häuser, die dem den Überflutungen nicht standhalten können. Was steht sicher?

„Jesus Christus ist der Eckstein“ heißt es. Der Autor benutzt hier die Metapher des Baus, des Hauses, um die christliche Gemeinde zu beschreiben. Der Bau wird auf den Aposteln und Propheten gegründet, der Eckstein, der alles trägt, ist dabei Jesus Christus. Das griechische Wort für „Eckstein“ hat zwei Bedeutungen: Es meint zum einen den Grundstein, der allem Halt gibt. Zum anderen bezeichnet es den Schlussstein eines Gewölbes, der von oben dafür sorgt, dass der Bogen nicht zusammenfällt. So oder so ist dieser Stein, also Christus, der, der alles zusammenhält.

Mit diesem bautechnischen Bild wird ein anderer Gedanke verknüpft, der vom Prozess des Wachsens. Ein Haus wird konstruiert und mit Händen und Werkzeugen von Menschen gebaut. Das Wachsen aber ist ein selbsttätiger und selbstwirksamer Prozess, es geschieht gewissermaßen von selbst, durch Sonne, Regen und guten Boden. Pflanzen wachsen, Blumen, Sträucher und Bäume. Wir Menschen können ein wenig dazu tun, aber letztlich haben wir es nicht in der Hand, ob das Samenkorn, das wir in die Erde legen, wächst oder nicht.

In beidem, im Bauen und Wachsen entsteht die Kirche. Es ist ein dynamischer, lebendiger, spannungsvoller Prozess, so beschreibt der Epheserbrief die Anfänge der Christenheit.-

„Durch ihn werdet auch ihr mit erbaut zu einer Wohnung Gottes im Geist.“ In Ephesus leben Menschen in Gottes Wohnung zusammen, die sich das vorher nicht hätten vorstellen können: Wohlhabende und Bettler, Alte und Junge, Sklaven und Freie, Frauen und Männer. Keiner, keine ist überlegen, alle haben die gleiche Würde und die gleichen Rechte. Sie gehören zur christlichen Gemeinde, die sich von Jerusalem über Kleinasien bis nach Rom erstreckt. In ihr wachsen Menschen zusammen, die als Juden und Jüdinnen geboren wurden und solche, die vorher der Isis, dem Jupiter, der Diana oder dem Mithras gehuldigt haben. Aus Judenchristen und Heidenchristen, wie sie die Theologen um Paulus nennen, entsteht eine Gemeinde, in der die unterschiedliche Herkunft keine Rolle mehr spielt. „Ihr seid allesamt einer in Christus Jesus“, schreibt Paulus (Gal. 3,28). Das hätten sie sich nicht träumen lassen, bevor sie Christen wurden.

Das Haus Gottes ist auf dem Wort der Apostel und Propheten erbaut. Das ist das Fundament des geistigen Gebäudes. Das Wort von Gott, die Bibel, verbindet Juden und Christen. Auch in der Verschiedenheit ist Einheit und Einigkeit darüber, dass dieses Fundament trägt. Eine Kirche, die sich nicht auf dieses Fundament gründet, lebt ohne ihre Herkunft. Die Einheit in Christus steht auf festem Grund – und auf der Vielfalt der Gotteserfahrungen derer vor uns und derer mit uns.

Was lernen wir von ihnen, was lernen wir voneinander?

Wir lernen, Bauleute und Säuleute zugleich zu sein, mitzuwirken und zu empfangen, selbst tätig zu werden und demütig erkennen, dass wir nur einen Teil zum Werden beitragen.

Wir lernen, auf den Eckstein Jesus Christus zu vertrauen – Grundstein, auf dem die Kirche steht, und Schlussstein, der ihre Vielfalt zusammenhält.

Wir lernen, „hoffnungs-stur“ (Heike Springhardt) weiterzugehen, „heiter humpelnd gegen die Zerstörung der Welt“ (Fulbert Steffensky).

Ich erzähle dazu von zwei Begegnungen.

Die erste Begegnung mit einem hoffnungs-sturen Menschen ist schon vierzig Jahre her und hat weitergewirkt in vielen, auch in meinem Denken, Verstehen-Suchen, Glauben:

„Die christliche Gemeinde soll zum Quellort immer neuer Impulse für die Verwirklichung von Recht, Freiheit und Humanität im Licht der angesagten Zukunft, die kommen soll, sein.“ So sagt Jürgen Moltmann. Wie alle, die in den 80er Jahren Theologie studiert haben, bin ich diesem großen theologischen Lehrer begegnet. Er ist vor ein paar Tagen (3. Juni 2024) im Alter von 98 Jahren in Tübingen verstorben. Vielleicht haben Sie seinen Namen schon einmal gehört. Moltmann ist ein weltweit bekannter und geschätzter Theologe, der die Theologie des 20. und 21. Jahrhunderts international, weit über die Grenzen Deutschlands und Europas hinaus, maßgeblich geprägt hat.

Jürgen Moltmann wurde am 8. April 1926 in Hamburg geboren. Er wuchs in einem kirchenfernen Elternhaus auf und hatte zunächst wenig Kontakt zum Christentum. Geprägt wurde er von den Ereignissen des Zweiten Weltkriegs, nachdem er im Jahr 1943 als 17-jähriger Flakhelfer zur Wehrmacht eingezogen worden war. Er hat den Bombenhagel im brennenden Hamburg miterlebt. In britischer Gefangenschaft wurde er mit dem Ausmaß der nationalsozialistischen Verbrechen konfrontiert. Wie konnte er, konnten die Christen da noch Gott reden, an Gott glauben? Unter diesen Vorzeichen begann Moltmann seine theologischen Studien. Die deutschen Gräueltaten ließen ihn die klassische Bildungsliteratur, die er im Gepäck hatte, Nietzsche, Goethe und Lessing, als wertlos erachten. Einzig die Psalmen, insbesondere Psalm 39, befeuerten seinen Lebensmut und wurden für die Entwicklung seines späteren theologischen Denkens entscheidend: „Nun Herr, wessen soll ich mich trösten? Ich hoffe auf dich“ (Ps 39,8)

An der Universität Göttingen setzte er die in der Kriegsgefangenschaft aufgenommenen theologischen Studien fort. Er wurde als Theologieprofessor an die Kirchliche Hochschule Wuppertal berufen. Vor nun sechzig Jahren, zwanzig Jahre nach Kriegsende, mitten in der ersten politischen und philosophischen Phase der Aufarbeitung der Nazi-Verbrechen, 1964, entstand das Werk, mit dem er wie mit einem Paukenschlag die deutsche Theologie und darüber hinaus die ganze theologische Welt aufrüttelte. Die „Theologie der Hoffnung“ – nicht von ungefähr sind hier Anklänge an Ernst Blochs „Prinzip Hoffnung“ zu entdecken – bedeutete einen Neuaufbruch in der deutschen Theologie. Er wollte nach der Erfahrung der Kriege und Konzentrationslager und damit der Verzweiflung an Gott zu neuer, christlich begründeter Zuversicht anstiften. Dieses Werk, das ihn rasch weit über die Grenzen Deutschlands bekannt machte, führte dazu, dass er zunächst an den deutschen theologischen Fakultäten, dann aber auch international umworben wurde. Seit 1967 lehrte er in Tübingen und dort blieb er.

Moltmanns „Theologie der Hoffnung“ wurde in zahlreiche Sprachen übersetzt und hat Theologien international beeinflusst: Er gab damit entscheidende Impulse für das christliche Engagement für soziale und ökologische Gerechtigkeit, für Menschenrechte und Menschenwürde, Impulse gegen die Bedrohung von Frieden, Demokratie, Natur und Umwelt. Er wehrte alle Versuche ab, kirchliches Handeln in der Gesellschaft zurückziehen zu wollen. Heute wie damals sind Verzagtheit und Trägheit eine Gefährdung nicht nur der

Moral, sondern auch des Glaubens. Für Moltmann gehörten Glauben und Handeln stets zusammen. Es ging ihm um das „leidenschaftliche Leben“, gegen die „Resignation“. Die Hoffnung, von der der christliche Glaube spricht, will Zuversicht und Freude verbreiten.

Das zu vermitteln verstand Jürgen Moltmann als seine Aufgabe ein Leben lang, akademisch unter den Studierenden, kirchlich in den Gemeinden, politisch in der Gesellschaft im Ganzen. Die Hoffnung des Glaubens ist durch Zuversicht für dieses Leben und in diesem Leben bestimmt. Sie speist sich aus dem Jenseitigen: aus Gott. Hoffnung ist keine Utopie, sie ist nicht ortlos, sie ist aber auch kein Prinzip, sondern sie kommt aus dem, was Christen erwarten und was die Bibel „Reich Gottes“ nennt: Daraus gewinnt die Hoffnung ihre unzerstörbare Kraft gegen die verzweifelte Mutlosigkeit der Welt. „Das Leben“, so Moltmann, „ist im Jenseits wohl genauso bunt wie hier, aber nicht so blutig.“

Moltmann beharrte auf der göttlich inspirierten Unzufriedenheit als Merkmal der Kirche: „Wer auf Christus hofft, kann sich nicht mehr abfinden mit der gegebenen Wirklichkeit, sondern beginnt an ihr zu leiden, ihr zu widersprechen. Frieden mit Gott bedeutet Unfrieden mit der Welt, denn der Stachel der verheißenen Zukunft wühlt unerbittlich im Fleisch jeder unerfüllten Gegenwart.“ (Moltmann).

Jürgen Moltmann kommentierte bis zuletzt die politische Lage. Er brachte seinen Widerstand gegen das Entstehen neuer Nationalismen zum Ausdruck und setzte sich für die Idee Europas ein. Dass er manchen Frommen als zu links galt, ist dem Engagement geschuldet, das die vom Zukünftigen herkommende Hoffnung ihm abverlangte: eine Hoffnung, die es nicht duldet, die Hände in den Schoß zu legen und den Glauben in einem weltfreien Sonderraum zu pflegen.

(Quellen: Nachruf von Dekanin Prof. Dr. Elisabeth Gräß, Ev. Theol. Fakultät der Uni Tübingen, Pressemeldung der EKD):

Es ist gut, sich heute an ihn zu erinnern – heute, wenn wir das Kommunal-, Regional- und Europaparlament wählen gehen können und wählen müssen, damit wir unsere Verantwortung für die Gesellschaft, gerade auch als Christen, wahrnehmen. Unsere Demokratie gibt es seit 75 Jahren, und wir können sie nur erhalten, wenn wir demokratisch gesinnte Politikerinnen und Politiker haben. Deshalb: Nicht die Hände resigniert in den Schoß legen, sondern zur Wahl gehen! Das ist ganz im Sinne der Theologie der Hoffnung, die ihre Veränderungskraft aus dem zieht, worauf wir hoffen, wenn wir unsere Gegenwart gestalten und prägen.

Eine zweite Begegnung mit einem hoffnungs-sturen Menschen ist erst ein paar Tage her: Mit Rabbiner Levi Israel Ufferfilge, Mitte 30, gerade ordiniert am Zacharias Frankel Kolleg in Berlin.

Er war am Donnerstagabend hier im Hospitalhof – Furchtlos und Fröhlich Rabbiner werden, so hat er den Abend genannt. Und wieviel Furchtlosigkeit und Hoffnung er dafür braucht! Vor drei Jahren hatte er ein Buch geschrieben mit dem Titel „Nicht ohne meine Kippa“. Heute trägt er sie nur in geschützten Räumen. Er ist nicht lebensmüde. In der Öffentlichkeit ist es nicht mehr sicher für Menschen, sich sichtbar zu ihrem Jude-Sein zu bekennen.

Während ich das notiere, höre ich, wie in der Nähe eine propalästinensische antiisraelische Demonstration vorbeizieht, mit lautem Rufen. Ich laufe rasch vor die Tür, um zu sehen, ob sie weit genug weg sind von der benachbarten Synagoge. Nein, hier wäre Rabbiner Levi Ufferfilge nicht sicher, wenn er am Schabbat, zu Fuß in den Gottesdienst in der Synagoge ginge und dabei seine Kippa trägt. Die Kritik an israelischer Politik schlägt unmittelbar in Aggression gegen erkennbar jüdische Menschen um. So kennt er es schon aus Berlin, so wäre es heute hier in Stuttgart. So ist es in Erfurt und Umgebung. Er hat das Angebot,

Landesrabbiner in Sachsen zu werden, nicht angenommen. Zu gefährlich, zu aggressiv, zu lebensbedrohlich.

Wie kann es sein, dass Jüdinnen und Juden das heute bei uns wieder erleben müssen? Es ist beschämend. Es zerstört unsere Demokratie. Es verletzt alles, was uns wichtig ist. Gehen Sie wählen, damit dem Einhalt geboten wird.

In der Rabbiner-Ausbildung wird heute geübt, wie man auf antisemitische Angriffe reagiert, wie man mit Nicht-Juden über Antisemitismus spricht und aufklärt. Wie man Nicht-Juden die Angst vor dem Fremden, dem Anderen nimmt. Wie man das interreligiöse Gespräch sucht und führt. All das zusätzlich zu den großen Aufgaben eines Rabbiners: unterrichten, sich in den religionsgesetzlichen Regelungen auskennen, Bibel- und Talmudtexte auslegen können, Gemeindeglieder seelsorglich begleiten. Rabbiner Ufferfilge ist einer von nicht einmal hundert Rabbinerinnen und Rabbinern in ganz Deutschland. Zum Vergleich: Allein der Württembergischen Landeskirche gibt es etwa 1.400 Pfarrerinnen und Pfarrer.

Er sagt: Wir müssen den Menschen die Angst vor dem Fremden nehmen. Getragen von seinem Glauben und seiner religiösen Tradition will er den Gedanken nicht aufgeben, dass es möglich ist, dass Verschiedene zusammenleben können. Der Andere soll und darf anders sein – im Erscheinungsbild, in der Lebensweise, in der religiösen und kulturellen Tradition, in der er und sie lebt. Und zwar ohne dass er oder sie sich mit der Mehrheitsgesellschaft vergleichen oder sich in ihr rechtfertigen muss.

Seine Vision ist: Alle jüdischen Gemeinden, auch die außerhalb von Berlin, Frankfurt, Stuttgart, haben Schulen und Lehrhäuser, in denen ein solches Miteinander- und Voneinander-Lernen möglich ist. Alle Jüdinnen und Juden können sicher und willkommen in ihren Nachbarschaften leben. Sie können Kippa tragen oder sie können das nicht tun. Muslimas können Kopftücher tragen oder auch nicht. Wer ein Kreuz um den Hals tragen will, darf das tun. – Es ist einfach in Ordnung so

Das ist eine Lebensaufgabe, die er annehmen will. Rabbiner Ufferfilge ist hoffnungs-stur. Er gibt nicht auf. Gott ist ein Gott, der liebt. Das ist der Grund, auf dem er mit seiner Tradition steht.

Eine Theologie der Hoffnung – christlich und jüdisch. Wir sind nicht mehr Gäste und Fremdlinge, sondern Mitbürger der Heiligen und Gottes Hausgenossen, erbaut auf den Grund der Apostel und Propheten, da Jesus Christus der Eckstein ist, durch welchen der ganze Bau ineinander gefügt wächst zu einem heiligen Tempel in dem Herrn. Durch ihn werdet auch ihr miterbaut zu einer Wohnung Gottes im Geist. Amen.

Fürbitten

Lehre uns, ein neues Lied singen, Gott unseres Lebens.
 Mach aus unseren alten Leiern neue Lieder,
 damit wir mit neuer Kraft und Zuversicht weitergehen können.

Lehre uns Dein neues Lied, Gott,
 damit wir andere Töne anschlagen können.
 Wir warten auf Deinen neuen Himmel,
 damit unsere Erde neu werden kann.
 Ungerechtigkeit und Verachtung soll nicht länger regieren.
 Barmherzigkeit und Mitleid sollen das Miteinander bestimmen.

Lass uns erleben, was wir erhoffen:
 Wir werden das Weinen hinter uns lassen
 Die Klagen werden verstummen

Die Not wird nicht weiter umhergehen
Der Tod nicht länger uns beherrschen
Der Friede wird sich Wege suchen
Nie gekannte und nie geahnte
Man darf gespannt sein
Du wirst uns noch alle überraschen

Gott unseres Lebens,
Wir bitten auf Deiner alten Erde und unter Deinem neuen Himmel:
Tröste Deine Traurigen und
Sei mit Deinen Fröhlichen
Segne unser Tun und Lassen. Amen.